

ERV

Monika Prams-Rauner

WEG

Erwin Rauner Verlag

1. Auflage
©Erwin Rauner Verlag Augsburg 2002
Alle Rechte vorbehalten

Umschlagphoto: Johann Prams
Maro Druck Augsburg

ISBN 3-9807122-6-5

Salzburg

– die ganze Stadt ist barocke Theaterkulisse zwischen Fels und Fluss.

Ich sitze in einem Caféhaus vor einer Schale dampfenden Kaffees und der aufgeschlagenen "Strudlhofstiege". Wenn ich aufschaue, meine ich, die Gestalten hätten sich vom Buch heraus nun an den Nebentischen niedergelassen. Es regnet in Strömen, den berühmten Schnürlregen, die Geranien auf der Terrasse nicken mit ihren schweren Blütenköpfen. Ich sitze schon den ganzen Nachmittag hier ungestört. Die Luft wird allmählich weiß von Zigarrenrauch, der wie eine Wolke über den Köpfen schwebt. Abends laufe ich durch die nassen Straßen an das strudelnde Wasser der Salzach, der Fels wirft seinen Schatten auf die Stadt, die Türme und Dächer glänzen, aus den Gaststuben schlägt der Dampf der lauten Menschen. Die Kuppeln der Kirchen haben die gleiche schiefergraue und fischgrüne Farbe wie das Wasser des Flusses.

Oft war ich an dem Fluss, meinem Grenzfluss zwischen Vergangenheit und Gegenwart, mündungslos. Es zieht mich in die Auen an der Salzach, einem urwaldähnlichen Landstrich, der sich an ihren Ufern entlang zieht, ein wildes Gebiet, das mich erschreckt wegen der dumpfen Giftigkeit, die darüber liegt, den Hängen mit Herbstzeitlosen, ausgespannt wie ein großes lila Tuch, den Insekten und Schlangen. Über allem liegt eine stickige schwere Luft, die unterhöhlt wird von dem Rauschen des nahen Stromes. Von dem schmalen Pfad am Damm kann man hinunterlaufen zum Wasser; von einer Sandbank aus lasse ich flache Steine springen. Man hört kein Wort mehr, ganz umschlungen von der Brandung des Wassers. Ich darf hier nicht länger bleiben, der Sog ist so stark, diese Kraft, die alles mit sich reißt, jedes Stück Holz, jedes Treibgut. Lange noch höre ich den Fluss, er rauscht und ruft. Ich laufe über die Wiesen bis zum nächstgelegenen Haus, dem Haus der Großeltern. Auf der Bank in der Stube kniend blicke ich den Gestalten des Nebels entgegen, die gespenstisch bewegt über die Felder heranschweben.

In der Küche surrende Fliegen

In der Küche surrende Fliegen an dem niedrigen Fenster.
Durch das Haus zieht ein süßlicher Duft nach vergorenem
Obst. Auf dem Küchentisch Astern in einer blauen Vase.
Das Sonnenlicht webt feine Fäden in die Luft. Die
Großmutter steht mit dem Kochlöffel am Herd und rührt
in dem Apfelkompott, eine geblünte Schürze hat sie
umgebunden, die grauen Haare zu einem Knoten gesteckt.
Immer wenn es Jakobiäpfel gibt, beginnt meine Zeit, die
Zeit, in der ich schwebe im sich auflösenden Blau des
Himmels, die Zeit, in der ich mich verwandle.

Eine leichte Zeit von jeher.

Aber schon seit langem hat die alte Frau den Faden
abgeschnitten. Sie ist eingenickt und antwortet mir nicht.
Das Zimmer ist ganz von Spinnweben durchzogen.

Nach Klosterseeon

Ich gehe die Landstraße hinaus, die von Apfelbäumen gesäumt ist. Die kleinen, schrumpeligen Äpfel fallen in die Wiese.

Am Fuß des Hügel sind Seerosenteiche und Gemüsegärten an einem Bach entlang angelegt. In dem Schilf quaken viele Frösche. Ein seichter Pfad führt über die Wiesen, zu beiden Seiten sammelt sich schon das Wasser und die Regentropfen legen große Kreise aufeinander.

In den Spuren meiner Füße spielt eine eigentümliche Musik, denn die nasse Erde klatscht auf und nieder. Es scheint mir, dass es heute schneller dunkelt als sonst. Der Nebel zieht ruhig seine Bahnen. Die letzten Schwalben streichen durch die Wolken, von den bayerischen zu den orientalischen Zwiebeltürmen, wo am Fuß des Turmes der Bazar rauscht in leuchtenden Farben. Doch wohin folgten meine Gedanken den Vögeln? Hagebuttengesträuch wuchert am Weg und Farn. Die Dämmerung legt sich auf die Dächer der Häuser, in der Ferne entbrennen einzelne Lichter von Einödhöfen.

In dem großen Tonnengewölbe des Wirtshauses sitze ich in einer Ecke als einziger Gast. Vor mir steht ein Teller Leberknödelsuppe mit dem für den Chiemgau typischen braun gebackenen Knödel. Wenn ich hinausschaue, blicke ich auf einen gegenüberliegenden Holzschuppen. Rosen und Wicken klettern an der Wand hinauf und schaukeln im Wind hin und her. Der Regen peitscht den See. Die Kirche, in der Mozart spielte, ist verschlossen, und alle Gebäude sehen verlassen aus.

Am Waginger See – Kirchstein

Ein Sommertag mit hochtürmenden Wolken und einem Wind, der über die warmen Gräser streicht wie über ein leises Instrument. Die Mohnblumen flammen feuerfarben auf.

Licht und Schattenspiel flirrt in den Sommerkastanien. Der Wagingersee liegt in tiefem Bayerischblau zwischen den Hügeln. Nichts Schöneres als durch die taunasse Wiese zu laufen, den Bewegungen des Windes preisgegeben, ringsum die Weite der Felder, am Rande bestückt mit Gesträuch, von der Himmelswand begrenzt, jenseits der Hügel. Und dann ein Weg am Wald entlang, feuchte Wiesen und der Geruch nach Sauerampfer, und plötzlich Geläut, schwerfällig schlagende Glocken. Und in der Ferne das gleißende silberne Band der Berge.

Totenbrettl

Mitten im Wald stehen am Straßenrand schmale Holzbretter nebeneinander. Sie sind bemalt und jedes trägt einen Namen. Es sind die Namen der verstorbenen Menschen, die hier an ihrem sonntäglichen oder täglichen Kirchgang vorübergekommen sind. Es sind keine Marterl, sondern Totenbrettl. Das Stück Holz, auf dem der Tote aufgebahrt war.

Karfreitag

Ein schneekalter Wind weht
über die Gräber des alten Friedhofs,
auf einer Anhöhe liegend
im Anblick der unverrückbaren Berge.
Schafe weiden auf dem frühen Grün
des Hügels.
Die schmiedeeisernen Kreuze ragen
aus den Schneewehen wie Felsen.

Wenn die Luft nach Bauernhof riecht
oder nach dem ersten Schnee der Berge,
wenn der Blutweiderich hoch steht,
dann ist der Sommer besiegelt.

Für Lena Christ

Zwischen Aufbruch und Dunkelung
weithingewelltes leeres Land
wo leicht und hellbegrünt
der Efeu wächst am Stein
wo Zweige sonnvergilbt
am Feldkreuz stehn und
Immortellen blühen
in deiner Hand.
Nichts mehr zu ernten nun
als brennend rotes Herz
beim Abschied rosenschwer
das dunkle Firmament.

Ich hoffte, Schnee würde dieses Land bedecken,
dass es wohlgeborgen wäre
unter einem reinen Tuch,
aber die Haut birst in
tausendfach verworrene Fäden
zum Himmel hinauf.
Unendliche Tropfen an den Verästelungen
brechen die grauen Wolken.

Medusa

Ich fliehe in meine sichersten Räume,
verloschener Planet in einem fremden Land,
und alles, was ich sehe, fällt in meinen
Sternenblick zurück
und wird zu Stein.

senza tempo

für E.

Sommerabend. Amselgesang.
Eine Flasche Rotwein auf dem Gartentisch.
Worte verfließen im langsamen Dämmern
wie das Wasser am Brunnen.
Eine endlose Stunde ewig verankert
im Gedächtnis von Geburt an
und über den schweigsamen Tod hinaus.
Leichtes Geplätscher
piano e scherzando,
die Kinder lachen und lachen,
es ist ein Spiegelbild im Wasser.

Ich trete jeden Morgen aus dem großen Tor meiner Burg. Wenn ich aus dem Gewölbe hinaustrete in den freien Raum, führt der Weg hinab. Ich gehe unter die Bewegungen der Menschen. Die meisten von ihnen treffe ich jeden Morgen und man kennt sich vom Sehen, das heißt, ich habe niemals ein Wort mit ihnen gewechselt. Ich erledige die nötigsten Einkäufe, das Lebensnotwendige, was das Dasein betrifft.

Ich liebe jede Jahreszeit und jedes Wetter. Wenn die ersten Blätter kommen, wenn die Mandelbäume in voller Blüte stehen, wenn der rasende Wind die Blätter umhertreibt oder wenn es schneit. Auch der Regen im Sommer, wenn es warm ist, oder die Stürme, bevor der Winter einbricht, immer versetzt mich das Wetter in eine besondere Spannung, häufig sogar in eine unbestimmte Stimmung. Wenn ich wieder in meinen Burghof zurückkomme, trete ich ein in meine Stille und er scheint mir eine Oase zu sein, ein Rosenhag, den niemand ohne meine Erlaubnis betreten darf.

Eine prächtige Blütenfülle entfaltet sich rund um meine Fenster.

Am meisten liebe ich den unbeständigen April.

Wenn der Wind riesige Wolkenbänke daher treibt, dunkel und schwer, und darüber der blaue Himmel klafft wie eine offene Wunde. Und die Sonne die Ränder der Schneewolken vergoldet und gleichzeitig Flocken wirbeln oder der Regen nieselt, erfrischend und jung.

Wieder segeln Schäfchenwolken über mir hin, wieder höre ich das Rauschen des Windes in den Bäumen.

Wenn ich aus meinem Burgtor

in die Sonne hinaustrete,

sonst habe ich nur den Blick aus dem Fenster

den Himmel hinauf,

wünsche ich mir, den Horizont zu sehen.

Der Abendstern ist aufgegangen
an einem wolkenleeren Himmel.

Die Haare im Wind wehen lassen.

Regentropfen funkeln an den Zweigen,
jeder für sich eine Sonne.

Draußen blüht das Geißblatt in der Laube und die hohen Goldruten, die auch an den Bahndämmen wachsen. Am Fensterbrett trocknen Zwiebeln in einer Kiste. Der Kürbis ist noch so klein, dass ich zweifle, ob er überhaupt dieses Jahr etwas wird. Im Spinnennetz graues Licht, zwischen den Wänden nur noch leises Geflüster. Am Morgen hat der Raureif alle Büsche umgarnt. Irgendwo heizt jemand mit Holz, ein vertrauter Geruch in der kühlen Luft.

Wintermorgen

Die Morgensonne strahlt kupfergolden
auf den neuen Schnee.

Die Zedern haben einen weißen Saum
an ihren Zweigen.

Der Winter hat ihn über Nacht gestickt.

Gefrorene Wege liegen unbegangen.

Von den Zweigen fällt Lichtstaub
im frühen Wind.

Astern

träumeschwer und regennass
 sinken Zweige immer tiefer,
perlend steht der Garten da,
 still versunken, so als schlief er,
wiegte sich in leichten Träumen,
 wüsste nichts von dem, was wird,
denn noch einmal kurz verweilend
 kommt der Sommer ins Geviert,
streut mit kühnem Griffen Tupfer
 überleuchtend helles Rot,
denn er zögert noch ein wenig
 mit dem Schlaf und mit dem Tod.

Unter dem Herzkirschenbaum sitzen wir auf der Bank im
Friedhof.

Das Wasser des Brunnens rinnt unaufhörlich.

Ein Tag ist blauer als der andere in diesem Oktober. Die Rosen treiben und blühen noch einmal. Eine Frau reht das Laub zu großen Haufen und trotz der bunten Farben riecht alles modrig und verfault. Wie Golddukaten schimmern die Birkenblätter im untergehenden Licht, leuchten zitronengelb auf. Ein Kind versucht die Blätter zu fangen, die ihm der Wind zutreibt. Man sagt hier: "Die Blätter schneibts von den Bäumen". Phantastische Wolkengebilde türmen sich weiß und bauschig auf wie Seifenschaum in einer Waschküche.

Im Sommer wird der Kaffeetisch auf der Terrasse gedeckt, nach der Gartenarbeit, wenn alle Blumen leuchten und der Himmel und die Wolken über uns hinziehen, Tag für Tag, Jahr für Jahr.

Frost fällt auf die roten Tulpen und läßt sie erstarren noch bevor sie verwelken und es gibt keinen Schnee, der sie warm bedeckte. Die Osterglocken läuten nicht. Tot liegen sie wie dürres Gebein auf der fauligen Erde. Niemand hält einen frischen Strauß, um den Lichtgott zu begrüßen, tot wohl auch er.

Adelschlag

Das Bauernhaus ist ein einstöckiges grüngetünchtes Haus mit einem großen Rauchfang, in dem der Speck hängt. Hintern Haus gibt es einen Stall mit den Gänsen, Enten und Hühnern. Und einen alles überwölbenden Walnussbaum. Die leere Stille wird manchmal von einem Schnellzug unterbrochen. Ganz in der Nähe führt die römische Straße vorbei.

In den ersten Lebenstagen des Frühlings ist das Grün so frisch, es leuchtet, als sei ein Gewitterregen darüber hingegangen, beinahe hat es noch mehr Strahlkraft als das Lila des Flieders oder das Gelb und Orange der Narzissen. Ganz entfaltet hat sich in einem Tag die schlanke, edle Gestalt der Pappel, sie ragt hoch und einsam aus den umwachsenden Büschen hinaus. Immer lenkt sie den Blick auf sich, auf ihre hochstrebenden Äste, diese Schöne, und kokettiert mit ihrem schillernden Blattwerk, so ganz italienisch, so ganz anders als die Rotbuche und die Eiche, die wetterzerzausten Fichten.

An der Würm ragen die regenschwarzen Äste über dem Wasser, zwischen verfallenen Häuserbaracken glänzt eine Wiese in sattem Irischgrün. Ein knorriger Apfelbaum, grotesk seine verkrümmten Zweige in den Himmel streckend, kleine Einfamilienhäuser, einige Geschäfte, eine Schuhmacherei, ein Elektrohandel, eine Wäscherei, ziehen sich die lange Straße entlang, immer gleichlaufend.

Friedberg

Klares Winterlicht. Frierende Vögel in den Weißdornzweigen. Vereinzelt hängen lederne Äpfel in den Bäumen, die sich entlang der Stadtmauer reihen. Wir laufen den Hügel hinauf, um die Burg herum. Abends ist sie in rotes Licht getaucht, entzündet wie vom Schein eines Feuers. Hundert rote Goldfische unter dem Eis des Teiches versuchen eine hinabgeworfene Semmel zu erreichen. Von oben sehen sie aus wie ein großer roter Ball. Ein Abbild der sinkenden Wintersonne. Schnell fallen die Schatten von der Burg herab. In der Ebene liegt bleiern die Dämmerung.

Im Nachtfenster Herbstluft und eine Herde Schafe mit hellen Glocken, wenn der Mondmann geht, Holz zu holen. Ein Reiter fliegt durch die Nacht. Die Bewegungen fallen ins Schattenspiel der Träume. Fernes Kettenklirren und Hufschlag. Nach der Jagd wird das Feuer entfacht und der Tote mit Farnen bedeckt. Kreuzweis. Und dann klirren die Augen im Eis.

Der alte Mann

Im Nebel der letzten Tage fallen die Wolken über der Schlucht. Mit dumpfem Brausen stürzen Wasserströme die Felsen hinab. Die spitzen Zacken der Berge verdichten sich zu Kristallen und schneiden den Platz, wo du stehst: in der Ferne zwischen Blau und Blau. Schmiedeeiserne Kreuze in alten Bergfriedhöfen, die Bilder und Namen verwittert. Aus dem einsamen Glockenton fallen lila Chrysanthemen. Ein Adlerschrei, aufflattern Winde und der Rauch der Hütte. An wolkenlosen Tagen blitzt das Metall der Sichel und du gehst über verbrannte Wiesen. Aber jetzt zündest du das ewige Licht an und steigst hinunter ins Tal. Ein Fremder unter den Lebenden.

Wenn die Tage länger werden, die Abende sich blau wölben, wenn die Kinder draußen spielen, bis es dunkel wird, wenn wir den Abendstern am hellen Himmel aufgehen sehen ...

Dann füllt mein Herz den ganzen Himmel aus und alle Sterne und die goldene Sichel sind darin verankert unlöslich und lassen mich in Ewigkeit nicht mehr los. Aber die Sterne gehen auch ohne uns auf und leuchten ohne ein sehendes Auge und jeder erlischt nach seinem Gesetz.

Schneewolkengebilde

Hinten am Bahndamm fährt der kleine rote Bummelzug vorbei. Die Fenster sind schon erleuchtet, denn es wird Abend. Die Luft ist kalt.

Er fährt in die Lechebene hinaus. Im Sommer waren wir dort Erdbeeren pflücken auf dem Humus vieler Leichen. Das Feld endete am Horizont und zwischen dem roten Erdbeerfeld und dem knallblauen Himmel fuhr der Zug. Jetzt wird es dämmerig. Dahinjagende graue Wolken, dazwischen Stücke blauen Himmels, spiegeln sich in dem Wasser, das sich letzte Nacht im Schubkarren gesammelt hat, einem kleinen roten Spielzeugschubkarren am Sandkasten.

Morgen wird Schnee liegen.

Die wenigen Blumen vom Winter übriggelassen, haben eine Eiskrone auf. In der Morgensonne glitzert der nächtliche Reif, später am Tag schmilzt er dahin und die Stengel, die eben noch stark waren, sinken verfault und müde um. Ein erster Frühlingstag, die Zweige und die Erde sind noch kahl, in den schattigen Winkeln des Gartens liegt zusammengefallener Schnee, der aussieht, als würde er bald in nichts aufgelöst sein, aber noch ist er eisig und hart.

Die Sonne scheint warm und alle Kinder sind im Garten. Ich stehe am Zaun und erzähle den Kindern, die auf der anderen Seite des Zaunes stehen, gruselige Geschichten mit vollem Behagen und im glänzenden Licht meines Erfolges, denn die anderen bekommen es mit der Angst, können aber nicht aufhören mir zuzuhören.

“Und die böse alte Frau verwandelte sich in eine große Spinne und lebt dort in der Regentonne“. Und ich zeigte auf das große Fass, in dem das Regenwasser gesammelt wurde. “Von dort aus kann sie alles beobachten und wenn sie will, kann sie ein Kind in ihrem Netz fangen, mit ihren Fäden umstricken und es gibt kein Entrinnen mehr.“ Ich erzählte, bis ich selbst Angst bekam und wochenlang weder die Regentonne noch eine Spinne sehen konnte.

Im Winter fällt blaues Licht auf mein Herz.
Läge es am Bach unter dem welken Laub,
es würde von neuem grünen
zwischen Windbuschröschen
im matten ersten Licht
und Wurzeln schlagen
für viele Jahre.
Aber gefroren auf kaltem Gestein
verweigert es jeden Schlag.
Nichts mehr wird übrig sein,
keine Faser, kein Blatt,
nur Hauch.

Südböhmen – Krummau

Winter in Böhmen. Nachts auf der Brücke in Krummau über der Moldau stehe ich auf den hölzernen Brettern im Treiben der Schneeflocken. Niemand ist unterwegs, die Burg oben dunkel, neben mir steht der heilige Nepomuk. Hier ist es, als gäbe es keine Zeit.

Als wäre Tag und Nacht, Werden und Vergehen aufgehoben in einem Punkt, der die Waagschalen gleich hält, dem Angelpunkt, der alles aus den Fugen hebt, alle Gesetze der Natur, alle Lebensregeln. Als stünde man an einem Platz, den nur Gott innehat, an dem Ort, der Ewigkeit heißt.

Nichts hört man,

nur das Rauschen des Flusses,

immer das gleichmäßige Rauschen des Wassers.

Jetzt stehe ich hier oben auf dem Felsen der Burg, am höchsten Punkt, unter mir höre ich die Wellen ans Ufer schlagen und wieder fortrollen, ewig und unsted.

Und in der Stadt kein Laut, kein Mensch. Oder überdeckt der Fluss alle Geräusche? Aber ich sehe nichts. In der Nacht höre ich den leisen Schlag der Fischerkähne. Im Morgengrauen ist alles verschwunden.

Im ersten Burghof gehe ich eine Treppe hinauf und stehe vor einer hölzernen, mit Schnitzereien versehenen Türe.

Auf der Schwelle bleibe ich verwundert stehen. Durch vielfarbige bleiverglaste Fensterscheiben fällt das Licht herein. Bemalte Holzschränke stehen an den Wänden und vor mir in zwei Reihen hölzerner Gestühle sitzen einige Menschen. Es ist so still, dass ich nicht weiß, ob sie lesen oder lesend erstarrt sind seit Jahrhunderten.

Den Fluss entlang blühen die Palmkätzchen. Die Menschen binden sie zu Sträußen und hängen bunte Bänder daran. Sie jubeln dem Frühling zu.

Die Häuser sind hellblau oder gelb oder rosa bemalt. Die

Fassade ist durchgängig, sie sind durch große Tore miteinander verbunden, so dass man nicht in die dahinterliegenden Gärten und Höfe blicken kann. Ein Pumpbrunnen steht auf dem sandigen Weg. Hühner laufen frei über die Straße. Die einzige Landstraße, die die Dörfer verbindet, ist gesäumt von Birken und Wald und Gestrüpp, Fischweiher liegen in der Nähe der Siedlungen und Gehöfte, in manchen Orten ein Schloss mit wucherndem Park. Und überall Weiher, Bäche, Flüsse, Teiche.

Das ganze Land liegt auf Wasser.

Von meinem Fenster aus blicke ich auf die in den Himmel ragende vielverzweigte Eiche, den Götterbaum. Durch alle Jahreszeiten, bei jedem Wetter, bei Tag und Nacht, in der grauen Dämmerung und im ersten Sonnenlicht, habe ich sie vor Augen.

Im Winter liebe ich sie ganz besonders, wenn auf ihren knorrigen Ästen silbriger Schnee liegt und Scharen von misshütig krächzenden Krähen sich auf ihr niederlassen, um dann stundenlang schweigsam und unbewegt zu verharren. Und genauso lange blicke ich mit dem Rücken an den warmen Kachelofen gelehnt stumm hinaus in den schneebedeckten Garten, wo noch braune Flecken des umgegrabenen Kartoffelbeetes sichtbar sind. Ganz still ist es, nur das Holz kracht ab und zu im Ofen und fällt knisternd in sich zusammen.

Jetzt, da sie keine Blätter haben, erkenne ich erst, welche schwierigen Muster die Zweige auf das Blau des Himmels zeichnen und wie oft sie sich überkreuzen, so dass es schwer fällt, einem Zweig mit den Blicken zu folgen. Das Auge verirrt sich in diesem Geflecht, das sich wie Blutgefäße in immer kleineren Bahnen verläuft. Das hellblaue Licht des Winterhimmels wird weiß, bis es schließlich in der Dämmerung verlischt.

Ein kalter klarer Winterhimmel steht hinter den Obstbäumen, den wenigen Mirabell- und Apfelbäumen, die von der Plantage noch übrig sind, wo jetzt das Gewerbegebiet liegt am Rand des Dorfes. Die sinkende Sonne wird orange und rot, der Schnee knirscht unter den Kufen unserer Schlitten. An den Zäunen der angrenzenden Siedlung stehen einsame Starenhäuser und verfallende Schuppen. Es sind schwebende Stunden an solchen Abenden, die blau und leicht sind wie der Himmel, an denen ich mich fallen lasse, bis ich nicht mehr weiß, wer ich bin.

Ich könnte auch von den himmelblauen Tagen erzählen, als wir bei den bitter riechenden Weißdornhecken saßen und reife Mirabellen von den Bäumen auf uns herabfielen. Hier ist unser Lagerfeuer, unser geheimes Versteck, wo wir den ganzen Tag frei und wild leben und erst abends in unsere Straße einbiegen, wenn es schon dämmt. Die Küchenfenster jeden Hauses sind erleuchtet und lassen die geblühten Vorhänge erkennen und in jedes Haus kehren einige Kinder heim.

Im Schlosspark stehe ich auf der gewölbten Brücke, die die Würm überspannt.

Die Anderen eilen an mir vorbei, denn an diesem einen Tag im Jahr ist die Schlosskapelle geöffnet. Die Glocken läuten schon, es ist Zeit. Auch ich müsste nun gehen, mich den anderen anschließen, aber ich bleibe ans Geländer gelehnt stehen. Es ist mir, als würde das Wasser durch mich hindurchfließen, Welle um Welle, als wäre ich sein Teil. So sehr ich mich auch anstrenge, ich kann mein Gesicht nicht erkennen. Ich merke, dass ich meinen Augen nicht mehr trauen kann. Alles verschwimmt, die Welt um mich ist in die Ferne gerückt, verwässert, entformt. Ich entziehe mich ihr, ganz hinein in den innersten Winkel. Eine Glaswand wächst um mich herum und die Leute können mich nicht ansprechen, weil ich so weit weg bin.

Der Juni riecht nach gemähtem Gras und Sommergewitter.
Ich liege auf einer Wiese mit trockenem Heu. Das
schillernde Wechselspiel der silbernen und lorbeergrünen
Blätter im Wind vor dunklen Regenwolken gehört ins Bild
des Monats. Gleich prasselt es, danach trieft das fette
Grün.

Die Uhr tickt im nachmittagsstillen Wohnzimmer. Wir sitzen auf dem Sofa zwischen den großen, mit Blumen oder Tieren bestickten Sofakissen und blättern in Katalogen. Unter dem Glasdach der Terrasse schwirren Bienen und Schmetterlinge, manchmal Libellen, die keinen Ausweg mehr finden. Immer wieder fliegen sie gegen die trügerischen Scheiben, bis sie ermattet sterben. Ich kann sie nicht retten und so laufe ich hinaus. Die Goldruten und der Blutweiderich reichen mir weit über den Kopf. Sie nehmen mich auf in ihr Blätterhaus, wo alles in grünem Licht verzaubert schimmert, und schlagen über mir zusammen, so dass mich niemand mehr finden kann!

Über Nacht hängen die Blätter braun und zerbrechlich an den Bäumen, die Blumen sind starr und zusammengefroren. Kalt ist der Garten, nur welkes Kraut, Herbststern und das gelbe Laub auf dem Rasen tupfen dumpfe Töne hinein. Die Äpfel werden geerntet, in Holzkisten sortiert und in den Keller getragen. Es wird das Holz gesägt und die Scheite zu großen Haufen geschichtet, die Beete werden umgegraben, die Rosen mit Tannenzweigen bedeckt, das Obst eingekocht, die Marmelade, der Holler, die Strohblumen werden zum Trocknen an die spärliche Sonne gelegt, die Immortellen mit den honiggelben und scharlachroten Farben. Papieren fühlen sich ihre Blätter an. Herbstblumen duften nicht mehr. Totenblumen.

Am nächsten Morgen fliegen die Krähen wie schwarze Wolken über den Feldern und auf den Wegen liegen zerbrochene Kastanienschalen. Es dampft über dem Boden, denn die Sonne ist noch stark. Wie ein dürres Geäst stehen die Zweige des Zwetschgenbaumes zwischen den anderen, den gelben Kastanien oder dem rotleuchtenden Essigbaum.

Chrysanthemen stehen am Fenster. Warmer Novemberwind fegt schwarze Wolken einher, darüber steht kobaltblauer Himmel. Es ist so still in den Straßen als lebte man allein, Totentage, die Bäume sind kahl, der Kosmos leer.

Und immer das Licht. Den ganzen Tag das Zimmer durchtränkt vom Schein und Widerschein.

Das Morgenlicht in den durchsichtigen Rosenblättern, in der schillernden Birke, der schweren Eiche, in den Fenstern der Häuser widergespiegelt und zuletzt in den hohen roten Wolken.

Und ich, immer am Fenster stehend, blicke dem letzten Licht nach, das hinter der Eiche versinkt.

Und in meinem Blick nur der leichte Himmel, von Schwalben durchkreuzt und mein Baum.

Da blickt mich das Gesicht aus dem Fenster an, als wäre es fremd, als würde es mich nicht kennen. Und plötzlich meine ich, ich säße neben mir und nur meine Hülle wäre zurückgeblieben, als wäre etwas aus mir hinausgestiegen und ein anderer geworden. Seitdem bin ich geteilt in einen beobachtenden kritischen Teil und einen armseligen Teil, der sich ständig beobachtet fühlt. Der beobachtende ist der mächtigere, der Geist, der den kleinen Teil höhnisch beherrscht. Er läuft überall mit und ich kann nichts mehr so tun, wie ich will und bald wage ich nichts mehr, sitze nur noch da, untätig, einzig in Gedanken lebend.

Ich bin hier und irgendetwas rauscht um mich und es ist das Leben. Ich sitze da und lausche, wie lange schon. Die Dinge entgleiten mir. Wenn ich immer so bliebe, könnte ich diese ungeheuere Leere spüren, die alles enthält, die alles durchdringt.

Zirruswolken über den Himmel hingezogen wie von Wellen geformter Sand.

Ich möchte eine Möwe sein.

Es gibt nur wenige gültige Sätze.
In der Dämmerung sitzen die Amseln auf den Giebeln der
Häuser, bis die Sterne steigen.
Am Abend werden die Felder lila und der Himmel
wasserblau und so leicht und schwebend und die Erde
immer schwärzer und schwerer.
Die Häuser werfen einen langen Schatten.

Das Haus, in dem ich wohne, ist kein besonderes und es wird einem Vorübergehenden nicht auffallen. Höchstens durch sein eintönig graues Äußeres, das neben den prächtigen Jugendstilbauten Schwabings ins Auge sticht. Es sieht aus, als hätte es sich hierher verlaufen. Die Leute ziehen aus und ein, kaum dass man sie einmal gesehen hat. Von der Dachterrasse kann man bei gutem Wetter die Berge sehen. Und den ganzen Sommer über fliegen die Mauersegler zwischen den Dächern hin und her.

Aus dem kleinen Küchenfenster schaue ich auf den Kamin und das rote Dach gegenüber, das im nieselnden Regen glänzt. Ich wünschte, es käme jemand wie zufällig vorbei, die Kerze flackert am Teetisch und die Uhr tickt in gleichmäßigem Schlag. An den regenschwarzen Zweigen glänzen gelbe Blätter in der Dämmerung. Volksmusik aus dem Salzburger Land ertönt im Radio, immer vor Weihnachten Hausmusik aus bäuerlichen Stuben. Rauch steigt auf aus dem Kamin, spärliche graue Wölkchen. Es ist dunkel geworden. Die Kerze flackert kurz auf bevor sie erlischt. Im Haus gegenüber wird zu Abend gegessen. Ein kurzes Tischgebet zum Herrgottswinkel hin, aber da steht nur verstaubtes Holz. Niemand ist gekommen.

Quittengelb steigt der Mond an diesem leichten Abendhimmel auf, es ist spät, die langen Juninächte voller Zauber, nur langsam dämmt es im Zimmer, der Himmel ist immer noch wasserblau über den Dächern. Bei jedem Windhauch zittert er und wölbt sich auf wie ein Baldachin aus safrangelber Seide, Schwalben durchkreuzen ihn, ein Zug Wildgänse, das Tuch wird schwerer, purpurn und violett, flattert und sinkt auf die Erde, irgendwo in der Ferne, der Wind bläht es auf und einzelne dunkle Streifen ziehen durch das steigende Nachtblau.

Gegenüber geht eine Türe auf. Ein Herr mit seinem Hund, beide verträumt oder gelangweilt, gehen wieder den gleichen Weg hin und zurück. Täglich an denselben Häusern und Sträuchern vorbei, auch die Gesichter werden sich immer ähnlicher. Die Läden schließen, der Metzger wechselt ein paar Worte mit dem Blumenhändler nebenan. Vorhänge werden zugezogen, Lichter entbrennen. Die Menschen im Haus gegenüber verrichten jeden Tag die gleichen Handlungen, sie gehen einkaufen, essen, reden, schlafen, sie gehen die immer gleichen Wege und kommen zur immer gleichen Zeit nach Hause. Manchmal stirbt jemand, ein anderer Mensch bezieht dessen Wohnung. Ich vergesse das bisweilen und denke, wenn ich die Holztüre fallen höre, es sei der alte Herr. Alle sehen sie müde aus, selbst der kleine Junge, der manchmal am Fenster steht und mich beobachtet, während ich am Fenster stehe und ihn beobachte. Ein Tag, an dem viel geschehen ist, wie es jeden Tag geschieht. Sie warten nicht mehr auf etwas Entscheidendes, die richtige Glückszahl im Lotto, die ihr Leben verändern könnte. Eine verwelkte Blume steht am Fenster gegenüber schon seit Wochen. Jetzt sind alle Vorhänge zugezogen, manche Lichter schon wieder erloschen, die Träume gelichtet für kurze Zeit.

Die kühle Erde atmet Nachtluft. Der Junge am Fenster blickt immer noch herüber, seine Augen glänzen in der Dunkelheit. "Gute Nacht", rufe ich. Er schließt langsam das Fenster.

Ein verregneter Tag. Was soll ich über ihn schreiben? Dass ich am Schreibtisch sitze, in den strömenden Regen blicke, mir viele Gedanken in den Kopf kommen, ich aber keinen halten kann. Dass ich am Nachmittag vielleicht durch den Englischen Garten zur Schackgalerie gehe oder in einen anderen düsteren Gemäldesaal. Ich weiß es nicht. Vor einem Jahr war ich im Valentinmuseum und ging über den Viktualienmarkt nach Hause. Er war leer. Kisten und Zeitungspapier lagen herum. Eine alte schmuddelige Frau ging vor mir, sie grüßte einen jungen Mann. "Guten Tag, Madame", erwiderte er. "Danke", rief ihm die Alte erfreut nach. Der Himmel verdüstert sich und der Regen trommelt stärker. Auf dem Dachfirst gegenüber sitzt seit einigen Tagen eine Krähe und stößt manchmal einen rauen Ton aus, ein rätselhaftes Tier. Was will es mir sagen? In der Nacht höre ich auf das Pfeifen des Windes und das Rauschen des Regens auf dem Dach. Am Morgen steht der Himmel klar, mit einzelnen Wolken bestückt und leuchtet überhell. Der Sturm der letzten Nacht hat eine blutrote Begonienblüte irgendwo abgerissen. Ich hebe sie auf und stelle sie in eine Vase auf meinen Schreibtisch. Die Wolken ziehen sehr schnell. Ein Tag gleicht dem anderen und verschwindet im Nichts.

Und dann fällt mich plötzlich das Leben wieder an, obwohl ich dachte, es sei mir endgültig entglitten, geräuschlos und leicht, wie ein kleiner Vogel aus meiner Hand, und ich wäre an einem anderen Ort. Da kommen die Dinge wieder, die mich umgeben. Die vertrockneten Rosen, kleine rote Kugeln, zerschrumpfte Blüten. Dann suche ich die Silben zusammen, die ich heute brauchen werde, zerstückle sie nochmals, prüfe sie auf ihren Gehalt und verwerfe sie wieder. Was bleibt noch übrig? Die alltäglichen Worte, um mit den anderen über alltägliche Dinge zu sprechen. Ich weiß, wie lange ich brauche, um die vier Stiegen hinunterzulaufen, um rechtzeitig anzukommen auf der Straße. Dabei fordere ich von mir ein Lächeln, nehme im Sprung die letzten Stufen und lande, zurechtgerückt und bereits wieder eingeweiht in die Regeln der Welt, in der grauen Straße, kenne wieder für Stunden mein bedachtvolles Verhalten, meine unverfänglichen Gesichter, lese im Vorbeilaufen die Schlagzeilen, weiß, was geschehen ist, was geschieht in jeder Stadt, in jedem Haus, laufe im Strom der anderen, spiele wieder dieses immer gleiche Spiel.

Wenn ich aufwache, steht die Sonne hoch am Himmel und die Stadt rauscht und braust in der Ferne. Ein Stück weit von Rom entfernt, zwischen Bergen und Meer, Himmel und Erde, ein altes steinernes Haus, mein Tuskulum, umgeben von blühenden Feldern, Wasser, Licht. Ich ziehe mir ein Strandkleid an, laufe an das weithin sichtbare Meer. Ich stürze mich in die Wellen, die mir kalt und salzig entgegenschlagen, werde fortgetrieben, lasse mich treiben. Das glitzernde Licht auf dem Wasser verlockt mich weit hinauszuschwimmen, ich spüre, wie ich zerfließe in Wasser und Licht und Salz und Wind. Vor den kalkweißen Häusern steht der Himmel kupferrot. Ich gebe mich diesem Strömen hin, um die Grenze in mir zu spüren, die an den Tod rührt, bis mich nur noch das Atmen vom Nichtleben unterscheidet.

Das Königsblau des Himmels fällt in meinen Körper, es durchbrandet mich wie eine Flutwelle. Glockengebimmel über die Dächer hergetragen. Die Sonne scheint auf den hohen Turm, ein schlanker Campanile, fast schon einem Minarett ähnlich. Vor meinem Haus hätte ich eine blaue Bank, dann ginge es in den kühlen Flur, braun und dunkel, und am Ende des Flurs in den Wohnraum, licht und gründurchflutet, denn die Flügeltüre führte auf die Veranda hinaus, die ganz überwachsen von Weinranken wäre. Und ich bräuchte auf dem Steintisch nicht mehr als Oliven, Weißbrot und Käse. Und Bläue und Stille um mich her. In dem kleinen Garten stünde ein von Göttern bewohnter Baum.

Träume, nichts als Träume. Nun sitze ich hier in der Dämmerung am Fenster, sehe dem schwindenden Licht im Westen zu, dem Rauch, der sich wie eine Säule gedreht in

die kalte Luft erhebt, und folge mit den Augen einem Zug Krähen, der jeden Winter aus Russland hierherkommt.

Zufällig habe ich ein Zimmer angeboten bekommen in der Wohnung einer Malerin. Das Haus liegt an einem Abhang inmitten von Oliven- und süß duftenden Trompetenbäumen. Der Eingang zum Garten ist flankiert von Granatapfelbäumen in tiefem Rot. In der Mitte der Küche steht ein Holztisch, zwei Stühle, im Wohnzimmer ein langer Tisch, auf dem die Stühle in weiße Tücher gehüllt stehen, denn er wird nie benutzt. Die ganze Wohnung ist kahl außer dem Zimmer, in dem sie lebt. In einer überwucherten Laube im Garten ist ein Steintisch versteckt. Hier essen wir. Rotbraun schimmert ihr Haar in der Sonne. Leuchtende Tupfen auf ihrer Hose. Ruhig ist es, heiß ist es. Wir fahren enge Gassen hinauf, ganz steil zwischen zerbröckelnden Mauern, Toreinfahrten, an einer offenen Metzgerei vorbei, wo das Vieh blutig herumliegt unter Fliegengesurr, enger und steiler hinauf unter dem meerblauen Himmel, im Schatten der Häuser bis zur Spitze des Berges, wo kahl und einsam die Dorfkirche steht in einem Unkrautfeld, das der Friedhof sein soll. Hier weht plötzlich ein kühler Wind, vielleicht vom Meer, das in der Ferne am Horizont liegt. Vor einem Haus sitzt eine alte schwarzgekleidete Frau und strickt. Ein Wagen fährt ins Dorf und aus allen Häusern kommen die Frauen gelaufen, der Gemüsehändler ist da. Unter Pinienbäumen breitet er seine Früchte aus. Während der Siesta sind die Straßen leer, nur streunende Hunde und Katzen laufen um uns herum. Im spärlichen Schatten der Weinlaube sitzen Männer und rauchen.

Manchmal kommt es mir vor, als wäre ich aus einem langen Schlaf erwacht und müsste mich langsam wiedererinnern und ganz allmählich würde mir das Leben davor wieder einfallen.

Heute habe ich in einem alten Landhaus übernachtet, das einsam zwischen den Weinbergen liegt.

Ich liege im heißen Gras, um mich herum zirpen die Zikaden, Eidechsen sonnen sich auf den Steinen, sitzen auf dem Papier, huschen über meine Hand, wenn ich mich ganz ruhig halte. Hier ist mein liebster Platz, wo ich viele Stunden verbringe. Ein alter Friedhof zwischen heißduftenden Getreidefeldern, verwitterte Steine mit unlesbaren Schriftzügen, von Mohn überwachsen und Klee. Eidechsen sonnen sich und horchen erschreckt dem Summen der Zeitlosigkeit. Eine heilige Einsiedlerin soll hier ruhen, aber unbekannt ist der Ort und ihr Name. Nur die Sage, ein altes Gerücht ist überliefert in den Köpfen der Alten. Am Eingang schaukeln Heckenrosen und wilde Wicken. In der mittäglichen Hitze hört man das Riesel des Steins und die Geräusche der ausgedörrten Erde. Hier auf den Hügeln, von einer Zypresse weithin bewacht, träumen die Toten. Darüber spannt sich ein lichtblauer Himmel, ein wässrig Lichtes, ein bläuliches Nichts. Dieser Himmel, an einem Tag, an dem man die Toten sieht, wie sie leise und glücklich auf den Steinen sitzen, denn die Lebenden sind nicht da. Sie sind nicht wahr, sie sind Schatten, die das Blau nicht zulässt. Schillernd stehen die Zedern an der Straße, der Zeitverlust ist groß, denn die Toten sitzen da und lassen die Lebenden nicht leben. Nur hierher gehört dieser Himmel, der vor Glück immer heller wird, nicht weiß, ob er Wind ist oder Meer, der sich auflöst und die Stille und die Toten mit sich nimmt, er

steht und lächelt und verfällt und schon kommt die Stunde
der Lebenden.

Im Schatten – Finisterre

Ich fahre durch unendliche Weiten ausgedörrter Erde, immerzu lange, glutheiße Straßen entlang. Ringsumher liegen gelbe Felder, gelber Sand, gelbe Erde. Manchmal stehen niedrige bunte Häuser am Straßenrand, aber niemand ist zu sehen. Inmitten der Sierras ragen Kirchtürme auf, verlassen in Totenstille. Zeitlosigkeit, die hier zusammengefasst und gebündelt und nicht mehr aufgelöst werden kann.

In dieser Glut verlischt alles Leben, nur das Gras wuchert an den Toren, über den Eingangsstufen, Fratzen blicken vom Portal herunter, in Stein gehauen vor vielen Jahrhunderten von einfachen Handwerkern, lachende, höhnisch grinsende Masken. Sie scheinen mehr zu wissen als wir.

Am äußersten Punkt der Klippen sitze ich und blicke in die Wellen, die bis hier herauf spritzen. Nur Wasser ringsum, einsam und bedrohlich. Auf der anderen Seite des Berges liegt die Bucht, in der bunte Boote schaukeln. Hier auf einem kleinen Streifen Sand, liegen die Mädchen in den Umarmungen der Fischer. Der Weg zum Cap hinauf führt durch Brombeerranken und Gestrüpp.

Am Abend esse ich Knoblauchsuppe in dem kleinen Fischerdorf, die Felsen gegenüber sind rot in der untergehenden Sonne, die eine Bahn wirft über das spiegelglatte Wasser des Hafens.

Ich bin die einzige Fremde des kleinen Lokals. Auf der Terrasse sind bunte Sonnenschirme aufgestellt, die gegen den blauen Himmel leuchten. Ich sitze in einem angenehmen Schatten. Die Frauen an den anderen Tischen sind üppig geschminkt, sie ahmen Filmstars nach. Sie lachen fröhlich und reden, Kinder springen um die Tische herum. Susa, eine ältere, ruhige Frau rührt unentwegt in einem großen Topf mit der Suppe. Manchmal ruft sie ein

Wort zu den Frauen hinüber und beteiligt sich so am Gespräch. Ich verstehe nicht viel und nehme mein Wörterbuch zur Hand. Aber ich muss ihnen doch wie gebannt zusehen. Der Felsen wird jetzt so rot, als brenne die Erde. Über der Terrasse werden bunte Lichter entzündet. Da kommen einige Fischer, um zu essen, bevor sie nachts hinausfahren. Sie begrüßen Susa laut und herzlich, sie scheint die Mutter aller zu sein. Einige Namen höre ich und ich erkenne den Fischer wieder, der mir heute den Weg zum Leuchtturm gezeigt hat. Ich war einen heißen Pfad entlanggelaufen, als ich plötzlich unruhig wurde. Ich spürte etwas in meinem Rücken und als ich mich umwandte, sah ich in einiger Entfernung diesen Mann. Einen kurzen Moment verharrte ich unschlüssig, aber dann ging ich in Richtung des Turmes weiter, dem ansteigenden Weg folgend. Doch plötzlich war der Weg zu Ende. Das letzte Stück musste man über Klippen und Fels hinaufklettern. Ich wollte nicht umkehren, es schien nicht mehr weit zu sein, aber ich wusste nicht, wo beginnen. Mittlerweile war er neben mir angekommen und ohne etwas zu sagen, zeigte er mir den besten Halt. Er stieg langsam voraus und ich ging seinen Schritten nach. Endlich waren wir auf der kleinen Plattform angelangt und blickten hinaus aufs Meer, überwältigt von dieser unendlichen Weite aus Wasser und Wind. Er sagte einige Worte und deutete mit dem Arm hinaus, wo sein Schiff lag, bis er wieder schwieg, weil er dachte, ich verstünde seine Sprache nicht. Beim Abstieg ging er zuerst, wartete bis ich den richtigen Halt fand, schließlich sprang ich das letzte Stück hinunter und er fing mich auf. Seine Arme waren ganz warm von der brennenden Sonne. Übermütig liefen wir den schmalen Pfad hinunter zum Dorf, wo sich unsere Wege sogleich trennten. Jetzt geht er an meinem Tisch vorbei, nickt kurz, steht an

der Brüstung der Terrasse und blickt hinaus aufs Meer. Wind kommt auf und sie unterhalten sich über das Wetter. Susa klappt die Schirme zu, denn die Sonne war untergegangen und es wird kühl. Ich zahle bei Susa, die anderen unterbrechen ihr Gespräch und ich spüre alle Augen auf mich gerichtet und wünsche mich fort, weit fort. Schnell gehe ich die Treppen des Lokals hinunter auf die Straße.

Dann sitze ich in der Dunkelheit in meinem Zimmer. Am Himmel gewahre ich eine Wolke, sie wächst und verheißt Regen, lange ersehnten Regen. Ich schließe die Jalousien. Da höre ich Schritte auf der Straße, erst eilig, dann wieder zögernd, als suchten sie etwas. Jetzt bleibt er stehen, unweit meines Fensters.

Ich höre, wie er eine Zigarette anzündet, wie er langsam die Mauer entlanggeht. Und plötzlich ist es ganz dunkel. Ich höre seinen Atem deutlich vor dem Fenster. Stimmen sind zu hören, Laternen werden entzündet, Leute laufen hinunter zum Hafen, denn es kommen Fischerboote zurück kurz vor dem Sturm, Gott sei Dank, sagen die Leute. Die Boote werden festgemacht, ich höre es klirren und die Menschen rufen und reden. Als es wieder ruhig ist, wage ich einen Blick durch einen Spalt der Jalousien, nur langsam können die Augen etwas erkennen. Eine Tür gegenüber öffnet sich ein wenig, ein Lichtstreifen fällt heraus, er schlüpft durch den Spalt, die Tür wird wieder geschlossen, die Zigarette verglimmt in der Dunkelheit, ein kleiner roter Funke.

Ich könnte nicht mehr sagen, wie lange ich in diesem Zimmer blieb. Draußen waren es wieder leere, blaue heiße Tage, der Schatten in den Straßen ist spärlich und klebrig, ich spüre es durch alle Wände hindurch. Ich meinte, nie wieder aus dem Haus treten zu können, bis ich eines Tages, fast schon am Ende des Sommers, wieder atmen konnte, und mich entschloss, mein Muschelhaus zu

verlassen.

Wieviel Zeit mochte seitdem vergangen sein? Mir schwindelt, wenn ich zurückdenke und mich dann hier wiederfinde, Jahre danach. Ich tue nichts, was normalerweise geschehen müsste, um nicht zu versinken. Es ist dunkel geworden in meinem Zimmer. Ich ziehe die Jalousien hoch und sehe, dass die Winden fast über das ganze Fenster gewachsen sind.

Ich bin nie losgefahren

Ich bin nie losgefahren.

Nur an diesem Platz fühle ich mich sicher. Von hier gehen alle meine Gedanken aus. Und die fernsten Landschaften scheinen mir so vertraut, als hätten meine Augen sie gesehen, irgendwann einmal, im Schlaf vor langer Zeit.

In meinem von einem Holzzaun umfriedeten Garten blühen jetzt Goldruten und späte Rosen, Judenkirsche und Türkenbund. Neben dem Blaukraut habe ich Zinnien gepflanzt, einen Strauch Malven, blutrote Dahlien. Kleine Gemüsebeete mit Salat, gelben Rüben und Zucchini reihen sich aneinander, hier und da unterbrochen von den dottergelben Flecken der Ringelblumen. Gladiolen stechen heraus und begrenzen die Beete und Wege.

Nach den Hundstagen im Frühnebel eingesponnenes Lichternetz. Trunkene Bienen in den Sonnenflecken.

Es ist schwierig vom Winter zu sprechen

Es ist schwierig vom Winter zu sprechen, denn er bedeutet den Tod. Die Bäume vor dem klaren blauen Winterhimmel zeichnen sich scharf und schwarz ab.

Schneekalte Luft treibt die hungrigen Möwen vom Fluss bis hierher. Sie fliegen meinem Blick entgegen.

Im dunkelnden Zimmer Schattengeflecht der laublosen Zweige.

INHALT

Salzburg	5
Oft war ich an dem Fluss	6
In der Küche surrende Fliegen	7
Nach Klosterseeon	8
Am Waginger See – Kirchstein	9
Totenbrettl	10
Karfreitag	11
Wenn die Luft nach Bauernhof riecht	12
Zwischen Aufbruch und Dunkelung	13
Ich hoffte, Schnee würde dieses Land bedecken	14
Medusa	15
senza tempo	16
Ich trete jeden Morgen aus dem großen Tor	17
Regentropfen funkeln	19
Draußen blüht das Geißblatt	20
Wintermorgen	21
Astern	22
Unter dem Herzkirschenbaum	23
Ein Tag ist blauer	24
Frost fällt	25
Adelschlag	26
In den ersten Lebenstagen des Frühlings	27
An der Würm	28
Friedberg	29
Der alte Mann	31
Wenn die Tage länger werden	32
Schneewolkengebilde	33
Die wenigen Blumen vom Winter	34
Im Winter fällt blaues Licht	35
Südböhmen – Krummau	36
Von meinem Fenster aus	38
Ein kalter klarer Winterhimmel	39
Ich könnte auch	40
Im Schloßpark stehe ich	41
Der Juni riecht	42
Die Uhr tickt	43

Über Nacht hängen	44
Am nächsten Morgen	45
Und immer das Licht	46
Ich bin hier	47
Es gibt nur wenige gültige Sätze	48
Das Haus, in dem ich wohne	49
Aus dem kleinen Küchenfenster	50
Quittengelb steigt der Mond	51
Ein verregneter Tag	53
Und dann fällt mich	54
Wenn ich aufwache	55
Zufällig habe ich	57
Manchmal kommt es mir vor	58
Im Schatten – Finisterre	60
Ich bin nie losgefahren	64
Es ist schwierig vom Winter zu sprechen	65